

WALTER KRIEGER – BALTHASAR SIEBERER (Hg.)

LEBEN IST VIelfALT
Pluralität in Gesellschaft und Kirche





WALTER KRIEGER – BALTHASAR SIEBERER (Hg.)

LEBEN IST VIELFALT
Pluralität in Gesellschaft und Kirche

Beitrag:
Hildegund Keul

opi



WAGNER VERLAG
Edition Kirchen•Zeit•Geschichte

Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Austria

© 2016 Wagner Verlag

Dr. Helmut Wagner, Harrachstraße 7, A-4020 Linz
office@wagner.at – www.wagnerverlag.at

Herausgeber: Österreichisches Pastoralinstitut – ÖPI
Stephansplatz 6/1/2/6, A-1010 Wien
oepi@pastoral.at – www.pastoral.at

Layout, Textsatz: Maria Hadrigan, ÖPI

Druckvorstufe: Mag. Bernhard Kagerer, BK Layout+Textsatz
bernhard.kagerer@inode.at, Ritzing 3, A-4845 Rutzenmoos

Herstellung: druck.at
Druck- und HandelsgesmbH
Aredstraße 7, A-2544 Leobersdorf

ISBN: -----

VORWORT	7
HANS WALTER VAVROVSKY	
Einleitung	9
WILHELM GUGGENBERGER	
Im Unbestimmten leben	
Pluralität als gesellschaftliche Herausforderung	11
AMANI ABUZHARA	
Kulturelle Identität in pluraler Gesellschaft	35
ULRIKE BECHMANN	
Schwerter zu Pflugscharen (Mi 4,3) oder	
Pflugscharen zu Schwertern (Joel 4,10)?	
Pluralität und Identität in der Bibel	43
HILDEGUND KEUL	
Verletzlichkeit wagen	
Die Inkarnationstheologie des Konzils und die umstrittene	
Heterogenität in Kirche und Gesellschaft	71
FRANZ HIRSCHMUGL	
Was Kirche von Marke lernen kann	91
CHRISTIAN BAUER	
„Don't believe the type“?	
Inspirationen für eine pluralitätsfähige Kirche	109
PODIUMSDISKUSSION MIT JUGENDVERTRETERN	
Oliver Binder, Matthias Kreuzriegler und	
Marawan Mansour	133
BISCHOF ALOIS SCHWARZ	
Leben ist Vielfalt. Ansprache	151
AUTORENHINWEISE	155



Vorwort

Solange es gut geht, ist es kein Problem, wenn andere anders sind. Aber wenn sie die eigenen Vorstellungen in Frage stellen – und man dies dabei als „nicht gut“ erlebt – wird das Leben in einer pluralistischen Gesellschaft zu einer alltäglichen Herausforderung für Toleranz, Rücksicht, Nachsicht – und Nächstenliebe.

Denn: Jene Menschen sind meine Nächsten, die mir hier und heute begegnen. Jene Menschen sind meine Nächsten, die mein freundliches Wort und meine helfende Tat benötigen. Jene Menschen sind meine Nächsten, die meine Unterstützung in der öffentlichen Auseinandersetzung brauchen.

Die Vielfalt dieser Welt ist von Gott wohlgeollt. In diesem Sinn versteht sich die Kirche – besonders in ihrem pastoralen Engagement – als vielfältiges Zeichen und Werkzeug einer Einheit der Menschen, zu der wir als Kinder des einen Gottes berufen sind.

Diesem gesellschaftlichen und ebenso kirchlichen Phänomen der Pluralität, die wir mitgestalten, hat sich die Österreichische Pastoraltagung 2016 gewidmet. Die Beiträge in diesem Buch fassen die Referate und andere Elemente dieser Tagung zusammen. Aber über Pluralität wurde nicht nur gesprochen: Sie wurde – mit interreligiösen und ökumenischen Akzenten – gelebt.

Für das Österreichische Pastoralinstitut

DR. WALTER KRIEGER

Generalsekretär

BALTHASAR SIEBERER

gf. Vorsitzender



HILDEGUND KEUL

VERLETZLICHKEIT WAGEN

Die Inkarnationstheologie des Konzils und die umstrittene Heterogenität in Kirche und Gesellschaft

Eine junge Frau, sehr schön und leise schluchzend, schaut mich mit großen Augen an. Sie ist zutiefst verletzt. So jedenfalls suggeriert es das Wahlplakat der rechtspopulistischen Partei, für die dieses Model wirbt. In großen Lettern erinnern die Worte „Stuttgart – Hamburg – Köln“ an die kriminellen Ereignisse der Silvesternacht 2015/16 in deutschen Großstädten, die so heftige Debatten ausgelöst haben. Nun läuft in Rheinland-Pfalz der Wahlkampf für den Landtag. Nicht nur tatsächliche Verwundungen, sondern insbesondere die Angst davor, verwundet zu werden, sind in dieser Wahl ein entscheidender Machtfaktor.

In den Debatten darum, wie viel Heterogenität Kirche und Gesellschaft brauchen, vertragen oder gar lieben, ist es wichtig, diese Macht im Blick zu behalten. Solange Vielfalt als „schön bunt“ empfunden wird, sind alle dafür. Äußerst schwierig wird es jedoch, wenn man sich von der Heterogenität, die andere Menschen, Kulturen oder Religionen verkörpern, in der eigenen Verwundbarkeit angetastet fühlt. Man befürchtet, dass die andere Religion die eigene marginalisiert; dass die andere Kultur die eigene zersetzt; dass das andere Frauenbild die eigenen Töchter gefährdet. Der wunde Punkt in den Debatten um Vielfalt ist die Verwundbarkeit.

Schon seit einiger Zeit ist Heterogenität in Europa ein gesellschaftlich umstrittenes Thema. Besonders gut ist das in den Schulen zu sehen, denn hier stellt sich die Frage unausweichlich, wie man mit den Verschiedenheiten der Schülerinnen und Schüler in Wis-

sensstand, körperlichen Fähigkeiten, kulturellem Hintergrund, religiöser Überzeugung umgehen kann. Welche Handlungsstrategien ermöglichen es, Heterogenität für Bildungsprozesse zu nutzen?¹ Die Ankunft einer sehr großen Zahl von Flüchtlingen aus sehr verschiedenen Ländern mit sehr unterschiedlichen Kulturen, Religionen, Politiken verschärft diese Fragestellung und macht sie nicht nur in Schulen, sondern an fast allen Orten öffentlichen Lebens und in vielen Bereichen des privaten Lebens zum Thema. Die Flüchtlingsproblematik zeigt, wie notwendig das Ringen mit der Vielfalt ist. Wie hältst Du's mit der Heterogenität? Das ist eine Gretchenfrage der Gegenwart. Denn Migration ist ein Zeichen unserer Zeit, das Heterogenität potenziert.

1. Kirche im Format des Antimodernismus – Homogenisierungsdruck und die Utopie der Unverwundbarkeit

Aus speziellen Gründen muss sich auch die Kirche mit Heterogenität auseinandersetzen. Die Flüchtlingsproblematik betrifft sie, weil sich die Pastoral mit den ankommenden Menschen verändert, die zum Islam gehören oder andere Lebensformen des Christlichen verkörpern. Aber auch die gesellschaftlichen Prozesse, die in den letzten Jahrzehnten zu einer größeren Pluralität an religiösen Bekenntnissen und spirituellen Praktiken führen, machen diese Auseinandersetzung erforderlich. Wie positioniert sich die Kirche zu gesellschaftlich umstrittenen Themen? Welche unterschiedlichen, sich vielleicht sogar widersprechenden Positionen zu Homosexualität, Wiederheirat nach Scheidung, Rechtsradikalismus toleriert sie intern?

Dabei ist Heterogenität kein prinzipiell neues Thema. Sobald eine Kirche sich als „katholisch“ und damit allumfassend begreift, steht ihr Umgang mit Vielfalt auf dem Prüfstand. Eine beson-

dere Situation, die heute noch gravierende Auswirkungen hat, entstand im 19. Jahrhundert. Damals konnte die katholische Kirche den Machtverlust, der ihr bevorstand und der sich dann ja auch ereignete, schon ahnen und versuchte, ihn zu verhindern. Dabei setzte die Kirchenleitung jedoch nicht darauf, dass sie Heterogenität genau zu diesem Zweck nutzen könnte. Vielmehr setzte sie in weiten Bereichen strikt auf Homogenität und war bereit, diese notfalls zu erzwingen.

Kirche und Theologie im Format des Antimodernismus setzen auf Homogenität, die im Singular denkt und agiert. Dies hat den Historiker, Kulturtheoretiker und Schüler der Nouvelle Théologie Michel de Certeau (1925-1986) interessiert, dessen Forschungen an einen bestimmten Diskursort, nämlich an den Schnittstellen von säkularen Verwundbarkeiten und theologischen Sicherungsdiskursen angesiedelt sind. Er schreibt: „Einst stellte eine Kirche einen Boden bereit, das heißt ein fest umrissenes Terrain, innerhalb dessen man die soziale und kulturelle Garantie hatte, dass man auf dem Acker der Wahrheit wohnte.“²

Der „Acker der Wahrheit“ ist bei Certeau eine Metapher für den Diskursraum, der erzeugt wird, indem man Homogenität erzwingt. Man wehrt Heterogenes ab, indem man Abweichendes draußen hält und zugleich nach innen den Homogenisierungsdruck erhöht. Dies fand seinen Höhepunkt 1910 im Antimodernismus-Eid. Die Antwort auf die Frage, wie viel Heterogenität die Kirche verträgt, war einfach: wenig. Wer sich dem Homogenisierungsdruck nicht beugte, wurde ausgegrenzt. Hier zeigt sich eine Tendenz strikt homogener Systeme: Sie reagieren mit Ausschließung, Exklusion. Um die eigene Institution vor Verwundungen zu schützen, verwundet man Andere. So wurden Vertreter der Nouvelle Théologie, eine der innovativsten Strömungen des 20. Jahrhunderts, mit Lehr- und Schreibverbot belegt,

z.B. Marie-Dominique Chenu und Yves Congar. Wie tief die Verwundungen sein können, die die Kirche anderen damit zufügt, zeigt ein Brief Congars aus seinem dritten Exil, den er 10.9.1956 an seine Mutter schrieb: Er sei nur noch ein „mort-vivant“, ein lebender Toter, nachdem man ihm im Glauben alles genommen und ihn persönlich zerstört habe.

Die Erzeugung von Homogenität funktioniert über Ausschließungen – das erleben wir heute an den Grenzen Europas besonders drastisch. Was tolerieren wir nicht und halten es außen vor? Wo setzen wir Grenzen und lassen Menschen nicht herein? Ausschließungen sind Machtstrategien. Sie sind immer prekär. Und zwar nicht nur für diejenigen, die ausgeschlossen werden, sondern auch für den inneren, „geschützten“ Diskursraum. So machte die Homogenisierung, die der Antimodernismus beispielsweise mit einem rigiden Beichtzwang betrieb, die Kirche im 20. Jahrhundert zu einer Art Hochsicherheitstrakt. Seine Mauern und Tore, Waffen und Wächter minimierten die Kommunikation zwischen Innen und Außen. Man bewegte sich theologisch ausschließlich in Fragen, deren Antworten man schon kannte. Die Theologie war wohlbehütet und relativ unverwundbar, denn sie unterband Einflüsse *von außen*. Dies hatte aber zur Folge, dass die Kirche auch ihren Einfluss *nach außen*, in gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Kontexte hinein, verlor. Sie konnte sich nicht mehr in der eigenen Gegenwart verorten und scheiterte an einer Wirklichkeit, die gar nicht daran dachte, sich der propagierten Homogenität zu unterwerfen.

Folglich erzeugte Heterogenes unzählige Risse und Brüche und drang beharrlich in das Innere der Kirche ein. Es destabilisierte den Diskursraum, der eigentlich geschützt werden sollte. Certeau meint: „Die Diener des Wissens haben immer schon befürchtet, daß das Universum von Veränderungen bedroht wird, die ihre

Ideologien und ihre Stellungen erschüttern.“³ Keine Institution ist unverwundbar, auch die Kirche nicht. Selbst wenn man noch höhere Mauern und noch dichtere Grenzen und noch schärfere Waffen installiert, so kann gerade das den Zusammenbruch des Systems hervorrufen. Unverwundbarkeit ist keine Realität, die man erzeugen könnte, sondern eine gefährliche Utopie.

Der wunde Punkt in der Vielfaltsproblematik ist die Vulnerabilität, und zwar auch die eigene. Denn sie birgt ein Gewaltpotential, dem man nicht gern in die Augen schaut, da sie eine unerhörte Macht ausübt. Weil man verwundbar ist, will man das Eigene (die Familie, Religion, Kultur ...) schützen und greift zu Sicherungsstrategien. Dabei gerät man in die Versuchung, „Herodes-Strategien“ anzuwenden⁴: Um selbst nicht verwundet zu werden, verwundet man andere. Man sichert sich ab, indem man Gewalt zulässt oder selbst ausübt. Diese Gewalt richtet sich zunächst gegen Andere, fällt aber häufig auf die eigenen Füße zurück. Im Antimodernismus waren es die Abgrenzungen und Ausschließungen, die die Positionen der Kirche unglaubwürdig machten und damit zur Destabilisierung des Systems führten.

Ein ähnlicher Mechanismus ist infolge der strikten Migrationsabwehr zu befürchten, wie sie derzeit in Osteuropa betrieben wird. Der ungarische Bischof László Kiss-Rigó unterstützte dabei (im Winter 2015/16) die Position von Politikern, dass ihre Länder keine muslimischen Flüchtlinge aufnehmen, und führte zur Begründung die Bewahrung christlicher Werte ins Feld.⁵ Aber wenn man bedrohte Menschen der Lebensgefahr aussetzt, um die christlichen Werte zu sichern, so zerstört man die Nächstenliebe und damit einen Grundpfeiler christlichen Glaubens. Diese vermeintliche Schutzstrategie zerstört das, was sie zu schützen vorgibt.

In der Problematik von Heterogenität zeigt sich ein Spannungsverhältnis von „verwundbar oder abgesichert“. Meist denkt man, dass sich diese beiden Pole wie eine Waage verhalten: je verwundbarer, desto unsicherer; je abgesicherter, desto weniger verwundbar. Dies stimmt aber nicht, denn auch Sicherungsmaßnahmen bergen ein Gewaltpotential, das sich gegen das eigentlich zu Schützende richten kann.⁶ Sich selbst, die eigene Kultur und die Religion schützen zu wollen, ist legitim, ja sogar lebensnotwendig. Aber man muss das Gewaltpotential beachten, das der Selbstschutz durch Grenzziehung freisetzt. Selbstschutz allein schützt weder die Kirche noch das christliche Abendland. Dass das Christentum hier eine Alternative, ein Drittes zur Dualität von „verwundbar oder abgesichert“ eröffnet, zeigt das Zweite Vatikanische Konzil.

2. Auf Erkundung gehen – Heterogenität wagen. Die Inkarnationstheologie des Zweiten Vatikanischen Konzils

Im Format des Antimodernismus setzte die Kirche strikt auf Homogenität. Aber all ihre Ausschließungen konnten nicht verhindern, dass sich in ihrem Innersten Heterogenes zeigte und unüberhörbar zu Wort meldete. Heterogenität wurde zu einer Realität, die sich nicht länger verschweigen ließ. Sie wurde zu einer treibenden Kraft, die die entscheidende Wende des Zweiten Vatikanischen Konzils herbeiführte. Durch viele Konflikte, Auseinandersetzungen, ja auch Verwundungen hindurch etabliert das Konzil einen neuen Umgang mit Heterogenität. Es setzt nicht mehr strikt auf Homogenität und Ausschließung, sondern es öffnet sich für Heterogenes und ermöglicht Inklusion. So kann es erstmals das anerkennen, was in anderen Religionen „wahr und heilig ist“ (Erklärung über die Religionsfreiheit

NA 2). Man respektiert Vielfalt und beginnt sie wertzuschätzen. Die Anerkennung der Religionsfreiheit ist Frucht dieser Veränderung im Umgang mit Heterogenität.

Aber wie kann Heterogenes eine Einheit bilden, ohne dass das Heterogene zerstört wird? Diese Frage ist nicht neu. Vielmehr stand sie schon in den ersten Jahrhunderten der Theologiegeschichte zur Debatte, und zwar in der Christologie. Wie kann Jesus Christus zwei verschiedene Naturen in sich verbinden, also wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch zugleich sein, ohne dass weder seine Gottheit noch sein Menschsein zerstört werden? Das Konzil von Chalcedon (451) hat hierzu ein Strukturprinzip entwickelt, das auf Heterogenität generell anwendbar ist. Es sagt, dass beide Naturen, die göttliche und die menschliche, in Jesus Christus „unvermischt und ungetrennt“ (DH 302) erkannt werden. Interessanterweise ist dies eine negative Formulierung, darauf weist der Fundamentaltheologe Gregor Hoff hin.⁷ Chalcedon kann nicht positiv sagen, wie es funktioniert. Aber es sagt, welche Fehler man zu vermeiden hat: Man darf weder vermischen noch darf man trennen.

In dieser Argumentationslinie begründet das Zweite Vatikanische Konzil seine neue Option für Heterogenität ebenfalls christologisch. Es argumentiert mit der Inkarnation. „Denn er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt.“ (GS 22) Gott verbindet, ja vereinigt sich mit allen Menschen, so heterogen sie sind. Seine eigene Menschwerdung setzt ein Zeichen gegen mutwilligen Homogenisierungsdruck und für Öffnung. Statt Abgrenzung macht das Zweite Vatikanum die „Fleischwerdung“ zur Grammatik, d.h. zu einer allem theologischen Sprechen zugrunde liegenden Struktur seiner Dogmatik. Gott ist nicht zum Schein, sondern tatsächlich, mit Fleisch und Blut, Mensch geworden. Er geht mitten in

die sozialen, kulturellen, politischen und religiösen Gegebenheiten seiner Zeit hinein und stellt sich damit in Jesus Christus den Verwundbarkeiten, denen menschliches Leben ausgesetzt ist. „Mit Menschenhänden hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, und mit einem menschlichen Herzen geliebt.“ (GS 22)

Dies hat gravierende Konsequenzen für die Kirche. Sie ist „in einer nicht unbedeutenden Analogie dem Mysterium des fleischgewordenen Wortes ähnlich“ (LG 8). Inkarnation ist gerade nicht auf Jesus Christus beschränkt, sondern sie macht den Kern der Berufung der Kirche aus. Weil Gott Mensch geworden ist, ist es Aufgabe der Kirche, sich in den Widersprüchen, Konflikten und Umbrüchen der Gegenwart zu verorten und hier für Humanität einzutreten. Sie geschieht, indem die Kirche die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums erforscht und ihr pastorales Handeln an den entsprechenden gesellschaftlichen Konfliktlinien entlang erneuert. „Das Evangelium drängt kraft der Menschwerdung ins ‚Hier und Heute‘.“⁸ In der Gegenwart auf Erkundung gehen und sich dem Wagnis der Heterogenität aussetzen – dazu fordert die Inkarnationstheologie des Konzils auf.

Christus folgend, liegt die höchste Berufung des Menschen in der Menschwerdung im Fleisch, und das heißt: in den konkreten Realitäten der eigenen Zeit. Die menschliche Teilhabe an der göttlichen Natur (DV 2) ist daher nichts Außerirdisches, sondern eine inkarnatorische Größe. Sie geschieht in der Berufung zur Menschwerdung im Wagnis der Verwundbarkeit, das der Humanität dient. Inkarnation ist eine Aufgabe, die Hingabe erfordert, weil es um Verantwortung für die Gestaltung der Welt geht. „Und darum können und müssen wir aus derselben menschlichen und göttlichen Berufung ohne Gewalt und ohne Hintergedanken zum Aufbau einer wahrhaft friedlichen Welt zu-

sammenarbeiten.“ (GS 92) Die Berufung der Kirche vollzieht sich in sozialen Verortungen, politischen Herausforderungen und kulturellen Diskursen.

Es ist kein Zufall, dass die bekannteste Metapher des Konzils seine weit geöffneten Fenster sind. Die Mauern des Hochsicherheitstrakts werden durchbrochen. Aber Öffnungen sind immer auch prekär. Man weiß nicht, was von draußen hereinkommen wird. Fenster, die Heterogenes zulassen, sind ein Wagnis. Denn während geschlossene Diskurse von außen nicht angreifbar sind, macht sich eine Kirche, die sich in der widersprüchlichen, von Verwundungen gezeichneten Gegenwart verortet, angreifbar. Dorothee Sölle hat dies mit der Metapher vom „Fenster der Verwundbarkeit“ zur Sprache gebracht.⁹ Mit und nach dem Konzil geschieht daher etwas Signifikantes: Im Zeichen heterogener Gegenwart wird der Glaube aus den Feldern der Gewissheit in Ungewissheit geführt, aus einer Position unhinterfragter Stärke in eine Schwäche, aus der Utopie der Unverwundbarkeit ins Wagnis der Verletzlichkeit.

Diesen Prozess hat Michel de Certeau analysiert. Eines seiner Bücher trägt den treffenden Titel „GlaubensSchwachheit“. Tatsächlich macht die Kirche heute die Erfahrung, dass Andere auf etwas im eigenen Glauben verweisen, was man selbst noch nicht sagen kann. In der Pastoral erfahren die Verantwortlichen genauso wie (Groß-)Eltern in der Familie, wie die tradierte Glaubenssprache heute gesellschaftlich ins Leere läuft. Dies führt zu einer Verletzung. „So wird, auf tausenderlei Weisen, [...] das Aussagbare unablässig von etwas Unsagbarem verletzt“¹⁰, sagt Certeau. Im Französischen heißt es hier „blessé“: Man trägt Blessuren davon und ist so von etwas Fremdem gezeichnet. Die Zeichen der Zeit führen in eine Situation verletzlicher „GlaubensSchwachheit“. Bei Certeau kann man lernen, dass diese Er-

fahrung keine persönliche Unfähigkeit sein muss, sondern eine signifikante Erfahrung der Gegenwart ist.

Gerade die Kirche darf und muss vor dieser Erfahrung nicht zurückschrecken. Denn die Bewegung der Inkarnation, die Fleischwerdung im menschlichen Leben und in den konkreten Herausforderungen der eigenen Zeit, ist immer ein Weg in die Verwundbarkeit hinein. Tomáš Halík, Prager Theologe und ehemals Priester der tschechischen Untergrundkirche, sagt pointiert: „Mein Gott ist der verwundete Gott.“ Und weiter an die Kirche gerichtet: „Zeigt zuerst eure Wunden!“¹ Inkarnation und Verwundbarkeit sind untrennbar miteinander verbunden. Gott kommt in Jesus Christus zur Welt und wird geboren als winziges, äußerst verletzliches Kind. Er tritt nicht in voller Kampfausstattung auf wie die Göttin Athene, die kraftvoll und wohlgerüstet, kriegsbereit und geradezu unverwundbar dem Kopf des Zeus entspringt. Jesus kommt ohne Rüstung und ohne Waffen. Als Neugeborenes ist er darauf angewiesen, dass Andere ihn mit Lebensmitteln aller Art versorgen und ihm Schutz bieten – nicht nur vor den Unbilden des Wetters, sondern auch vor dem Zugriff wilder Tiere und Menschen. Noch dazu wird Jesus nicht als Königssohn in einem prunkvollen Palast geboren, wie es der Deifizierung wehrhafter Heroen und machtvoller Kaiser in der hellenistischen Welt entsprach. Sondern er wird hinein geboren in die Armseligkeit einer Familie, die ihren Wohnort verlassen hat und keinen Platz in der Herberge findet. Sie muss vor Mord und Totschlag einer skrupellosen Staatsmacht nach Ägypten fliehen. Jesus ist ein Kind mit Migrationshintergrund, das den Gefährdungen des Lebens besonders ausgesetzt ist.

Nicht erst mit dem Kreuz, sondern bereits mit der Geburt geht Jesus in die Verwundbarkeit menschlichen Lebens hinein. Als Gott

Mensch wird, setzt er sich freiwillig der menschlichen Vulnerabilität aus. Dies ist höchst erstaunlich, denn Menschen reagieren häufig ganz anders. Da Verwundungen schmerzlich sind, das Leben schwächen oder gar zerstören, versuchen Menschen, Staaten und Religionen, Verletzungen zu vermeiden. In den heutigen Wissenschaften hat sich seit etwa dreißig Jahren daher ein eigener Diskurs entwickelt, der die Vulnerabilität von Menschen, Städten und Landschaften untersucht und der herausfinden will, mit welchen Schutzstrategien man befürchtete Verwundungen vermeiden kann.¹² Gott aber macht sich in der Inkarnation freiwillig verwundbar. Und alle Menschen, die zur Krippe kommen, tun es Gott gleich: Maria und Josef, die viel riskieren, als sie sich trotz widriger Umstände für dieses Kind entscheiden und sogar mit ihrer Flucht nach Ägypten dem Diktator Herodes widerstehen; die Hirtinnen und Hirten, die den Verlust ihrer Schafe riskieren, als sie mitten in der Nacht zur Krippe eilen; die dahergelaufenen Sterndeuter aus dem Osten, die in der Fremde unterwegs sind und ebenfalls in den Zugriff des Diktators geraten.

Der entscheidende Punkt ist: Diese Menschen werden nicht schwach, weil sie sich verwundbar machen. Vielmehr gewinnen sie eine große Stärke.

Dies wird begreiflich, wenn man eine Unterscheidung im Begriff von „Opfer“ einbezieht, über die die deutsche Sprache nicht verfügt, wohl aber die englische:

- Opfer im Sinne von „victim“ bedeutet: Man erleidet Gewalt und wird verletzt.
- Opfer im Sinn von „sacrifice“ bedeutet: Um eines höheren Zieles willen gibt man etwas freiwillig her und riskiert die eigene Verwundbarkeit.

Victim zu sein, schwächt den Menschen; ein Sacrifice zu geben, stärkt das Leben. Die Schwierigkeit besteht darin, dass jedes Sacrifice einen Victim-Gehalt hat oder sogar zur Victimisierung der eigenen Person führen kann. Daher stellt sich die Frage, ob das Ziel, das man mit dem Sacrifice verfolgt, das Opfer wert ist. Dies ist auch bei Jesus Christus so, der den mit der Geburt begonnenen Weg unbeirrt weitergeht, als er später in die Öffentlichkeit tritt, sich im Namen des Reiches Gottes für Gerechtigkeit ausspricht und sich damit angreifbar macht. Und es bedarf einer großen inneren Stärke, nicht auszuweichen, wenn man den Tod aus religionspolitischen Gründen vor sich sieht und dennoch den Weg zum Kreuz, dem „worst case“ der Inkarnation, zu gehen bereit ist. Aber es ist eine ganz andere Stärke, die gerade nicht mit Rüstungen und Waffen auftritt, sondern die aus dem Wagnis der Verwundbarkeit erwächst.

3. Human leben – der Andersmacht aus Verletzlichkeit trauen

Inkarnation zeigt sich als gewagte Hingabe, die sich in der Verletzlichkeit menschlichen Lebens vollzieht. So stellt sich die Frage, ob dieser Weg der Inkarnation auch für den Glauben gilt, der heute aus der Utopie der Unverwundbarkeit ins Wagnis der Verletzlichkeit geführt wird. Ist es etwas Schlechtes, wenn der Glaube Schwächen zeigt? Oder liegt gerade hierin eine Chance, neue Stärken zu entwickeln? Auch der Apostel Paulus fühlte sich als gläubiger Mensch offensichtlich schwach und sehr verletzt. Denn er klagte vor Gott über den berühmten „Stachel im Fleisch“, offensichtlich eine Verletzung. Die Antwort Gottes lautet: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2 Kor 12,9) Mit diesen Worten entdeckt Paulus jene Macht, aus der das Christentum lebt

und die ganz anders funktioniert als die Übermacht von Waffen. Nach Paulus lässt sich diese „Andersmacht“, die aus dem Wagnis der Verletzlichkeit wächst, nicht produzieren, aber sie kann als Gnade empfangen werden.

„Eine Schwäche für jemanden haben“, „avoir un faible pour quelqu'un“, das sagt man, wenn man eine besondere Zuneigung zu jemandem hat, oder mehr noch, wenn man einen Menschen liebt. Liebe ohne Verletzlichkeit ist unmöglich. Denn sie bedeutet, dass man offen ist, nicht durch Mauern und Stacheldraht abgegrenzt, sondern berührbar, bereit zum Austausch, zur Kommunikation – „Öffnung und Verletzung zugleich“, nennt dies Certeau¹³. Nirgendwo macht man sich so verletzlich wie in der Liebe. Wenn man liebt, baut man Barrieren ab, man öffnet sich und steht nackt und damit besonders verletzlich voreinander da. Aber die Liebe, die sich hier ereignet, ist etwas zutiefst Humanes. „Liebe bedeutet nämlich, sich bis zum Leiden verletzlich zu machen, sich um andere zu kümmern, so dass man sich in einer realen, wechselseitigen Relation befindet – alle Risiken eingeschlossen.“¹⁴ Liebe bedeutet ein großes Risiko. Aber sie ist eine Schwäche, die Menschen stärkt.

Dieser Zusammenhang wirft ein neues Licht auf die Inkarnation. Eine der großen Fragen christlicher Theologiegeschichte lautet: Warum ist Gott Mensch geworden? Aus der Perspektive der Vulnerabilität lautet die Antwort: Weil Gott eine Schwäche für die Menschen hat, besonders für die Armen und Bedrängten aller Art – für die Menschen mit ihren Freuden und Hoffnungen, Sorgen und Ängsten, Kompetenzen und Charismen. Gott hat eine Schwäche für die Menschen in ihrer Vielfalt. Diese Schwäche Gottes ist die größte Stärke der Menschheit. Denn sie führt zur Inkarnation: Gott wird Mensch. Dieses Gründungsgeschehen des Christentums feiert die Kirche zu Weihnachten in besonde-

rer Weise. Denn Gott schafft nicht nur eine äußerst heterogene, verwundbare Welt – und überlässt sie dann sich selbst. Sondern Jesus Christus geht freiwillig an diesen Ort voll Unsicherheit und Gefahr. Er macht sich verwundbar – bis in den Tod am Kreuz. Dieses Wagnis Gottes aber eröffnet der Menschheit ihr Heil, weil es ein Akt der Humanität, ein Akt der Liebe ist.

Dieser Spur folgend ist die Kirche heute herausgefordert, aus Liebe zu den Menschen für das verletzte Leben einzustehen, und zwar gerade dort, wo es bedroht ist wie an den umstrittenen Grenzen Europas. Indem sie selbst einen anderen Umgang mit Verwundbarkeit praktiziert, kann sie der Gesellschaft einen anderen Umgang mit Heterogenität eröffnen. Die Migrationsdebatten zeigen, wie dringend die Gesellschaft den Glauben daran braucht, dass das Wagnis der Verwundbarkeit nicht automatisch zu einer Schwächung führt. Wenn eine Gesellschaft ihre Grenzen öffnet und Menschen einlässt, die in Krieg und Terror verletzt wurden, so geht sie damit ein großes Risiko ein. Sie weiß nicht genau, welche Menschen, Ideen, Pläne und Handlungsstrategien mit den Flüchtlingen hereinkommen. Sie weiß nicht, wie sich die Gesellschaft aufgrund der Einwanderung verändern wird. Mit Grenzöffnung macht sich eine Gesellschaft verletzlich. Es hilft nichts, so zu tun, als ob es das Risiko gar nicht gäbe – das hat nicht zuletzt die Debatte zur Silvesternacht 2015/16 in Köln gezeigt. Aber die Frage ist, ob es sich um der Humanität willen lohnt, dieses Risiko einzugehen.

Tatsächlich ist Verwundbarkeit der heikle Punkt in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Migration und Vielfalt. Wegen der eigenen Verwundbarkeit wird der Ruf nach Sicherheit in den aktuellen Migrationsdebatten lauter, die Grenzlinien verschärfen sich. Politische Gruppierungen schüren die Angst vor Verwundung und wollen so die menschliche Verwund-

barkeit für ihre politischen Strategien ausnutzen. Sie sagen: Wer sich verwundbar macht, hat schon verloren. Es ist Aufgabe der Kirche, dieser Aussage zu widersprechen und sich gesellschaftlich für jene Andersmacht stark zu machen, die aus dem Wagnis der Verwundbarkeit wächst. Diese andere Macht zeigt sich bei den Menschen, die sich für Flüchtlinge engagieren, und bei jenen Flüchtlingen, die voller Tatendrang ihre Victimisierung überwinden wollen, indem sie ihre Kompetenzen und Charismen in das Land ihrer Ankunft einbringen.¹⁵ Für die heutige Gesellschaft, die dermaßen von Flucht und Migration herausgefordert wird, ist es entscheidend, ob sie daran glaubt und darauf setzt, dass aus dem Wagnis der Verwundbarkeit eine eigene, überraschende Stärke wachsen kann. Hier braucht Europa die Unterstützung durch ein Christentum, das selbst an diese Andersmacht glaubt, die nicht auf Grenzen und Waffen setzt, sondern sich der Geistkraft Gottes anvertraut – jener Geistkraft, die die Finsternis des Lebens erhellt, die Schluchzenden tröstet, den Verwundeten das Wunder der Wandlung zuspricht.

Selbstverständlich müssen Menschen sich selbst und ihre Gemeinschaften (Familie, Religion, Staat, Kultur) vor Verwundungen schützen. Niemand will verletzt werden und Schmerzen erleiden. Aber die Inkarnation zeigt, dass Selbstschutz *allein* nicht genügt, um ein humanes Leben zu führen. Vielmehr steht man immer vor einer Doppelfrage, sobald man in der Heterogenität der Gegenwart mit Verwundbarkeit konfrontiert wird – persönlich oder kirchlich, gesellschaftlich oder politisch:

- Wo ist es notwendig, sich selbst und das Eigene vor Verwundung zu schützen?
- Wo ist es notwendig, im Sinne der Inkarnation die eigene Verletzlichkeit zu wagen und ein Sacrifice zu geben?

Die erste Frage wird häufig gestellt, auch von Versicherungen, politischen Parteien und leider von lautstarken Demonstrationen. Die zweite Frage bringt das Christentum ein. Es macht darauf aufmerksam, dass Sicherungsstrategien allein Europa nicht sicher machen. Wer nur das Ziel verfolgt, sich selbst zu schützen, braucht immer höhere Mauern, immer mächtigere Grenzanlagen und immer schärfere Waffen – und trägt so dazu bei, dass eine Spirale der Gewalt entsteht, die alle bedroht. Um dem entgegen zu wirken, richtet die Inkarnation die Aufmerksamkeit auf die Opfer der Anderen, die die eigenen Sicherungsstrategien erzeugen. Europa braucht eine ernsthafte Auseinandersetzung darüber, wo Schutz notwendig ist und wie dieser Schutz gelingen kann; es braucht aber auch eine Auseinandersetzung darüber, wo Gesellschaften aus Gründen der Humanität bereit sind, ihre Verwundbarkeit zu riskieren. Wo dies nicht geschieht, entsteht eine gnadenlose Gesellschaft, ein gnadenloses Europa. Die Verwundbarkeit des Lebens erfordert Menschen und Gemeinschaften, die sich in der Liebe verletzlich machen. Kirche im Zeichen der Gegenwart kann hier nicht außen vor bleiben und sich auf jene Felder des Wissens zurückziehen, wo sie der Wahrheit immer schon gewiss war; sie kann nicht mehr „auf dem Acker der Wahrheit wohnen“. Sie geht in Diskursfelder der Ungewissheit, wo sich drängende Fragen stellen, aber noch keine bewährten Antworten gefunden sind. Dieser Weg im Zeichen der Zeit ist unausweichlich – zum Beispiel, weil wir in der Pastoral vor der Frage stehen, wie wir Weihnachten feiern wollen, exklusiv oder religionsverbindend.

Die Inkarnation macht deutlich, dass Gott eine Schwäche für die Menschen hat. Dasselbe kann man heute von der Kirche erwarten. Sie hat eine Schwäche für das Eigene – für ihre Dogmen, Traditionen, Rituale. Aber genauso notwendig braucht sie eine

Leidenschaft für die Menschen, die hier und heute leben, Menschen anderer Religion, anderer Kultur, anderer Herkunft – so heterogen sie sind. Um den Schatz der eigenen Tradition als Schatz der Gegenwart fruchtbar zu machen, braucht es die Öffnung für das Heterogene. Nur wenn die Kirche selbst den Weg der Verletzlichkeit geht und Heterogenität wagt, kann der Glaube in der Gegenwart eine neue Stärke entwickeln. Und dann besteht die Hoffnung, dass auch heutige Menschen und Gesellschaften den christlichen Glauben neu für sich entdecken.

ANMERKUNGEN

¹ Aus der kaum noch überschaubaren Literatur sei exemplarisch auf zwei Publikationen verwiesen: *Rebel, Karlheinz* 2011: Heterogenität als Chance nutzen lernen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt; *Sturm, Tanja* 2013: Lehrbuch Heterogenität in der Schule. München: Reinhardt UTB. – Auch bei der Inklusion von Kindern mit Behinderung ist Heterogenität ein Thema; vgl. hierzu *Erbring, Saskia* 2014: Inklusion ressourcenorientiert umsetzen. Heidelberg: Carl Auer.

² *Certeau, Michel de* 2009: GlaubensSchwachheit. Stuttgart: Kohlhammer (ReligionsKulturen 2), 245. Im französischen Original: „Autrefois une Église organisait un sol, c’est-à-dire une terre constituée: à son intérieur, on avait la garantie sociale et culturelle d’habiter le champ de la vérité.“ *Certeau, Michel de* 1987: La faiblesse de croire. Edition du Seuil, 307. – Der raumphilosophische Blick auf Certeau, den Manfred Zmy liefert (*Zmy, Manfred* 2014: Orte des Eigenen – Räume des Anderen. Zugänge zum Werk von Michel de Certeau aus raumphilosophischer Perspektive. Göttingen: Cuvillier), unterschätzt die Bedeutung von Verwundbarkeiten, die sich bei Certeaus berühmtestem Text – dem Blick vom World-Trade-Center auf New York (Kunst des Handelns 179-208) – als urbane Verwundbarkeit einschreibt.

³ *Certeau, Michel de* 1988: Kunst des Handelns. Berlin: Merve, 186.

⁴ Vgl. Keul, Hildegund 2013: Weihnachten – das Wagnis der Verwundbarkeit. Ostfildern: Patmos, 19-25.

⁵ Vgl. Máté-Tóth, András 2015: Ungarn angesichts der Flüchtlinge – Testfall für die Demokratie. In: Herder Korrespondenz 11 / 2015, 601-603.

⁶ Als im März 2015 der Copilot des Germanwings-Fluges 9525 sein Flugzeug mit 150 Menschen zum Absturz brachte, verhinderten die Sicherheitsmaßnahmen, die das Cockpit abschirmten, dass der Pilot die Tat verhindern konnte.

⁷ Vgl. Hoff, Gregor 1995: Chalkedon im Paradigma Negativer Theologie. Zur aporetischen Wahrnehmung der chalkedonensischen Christologie, in: ThPh 70 (1995) 355-372.

⁸ Rieger, Michael 1993: Inkarnation. Christliches Heilsverständnis im Kontext französischsprachiger Theologie der Menschwerdung, Frankfurt a. M., 149. – Auch der Pastoraltheologe Rainer Bucher geht der „Theologie im Risiko der Gegenwart“ nach und spricht sich für eine „kenotische Existenz der Pastoraltheologie“ aus (Bucher, Rainer 2010: Theologie im Risiko der Gegenwart. Studien zur kenotischen Existenz der Pastoraltheologie zwischen Universität, Kirche und Gesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer). Auch hier ist allerdings nicht die Verwundbarkeit, sondern „der Bruch“ die Leitmetapher (17-22).

⁹ Sölle, Dorothee 1987: Das Fenster der Verwundbarkeit. Theologisch-politische Texte. Stuttgart: Kreuz.

¹⁰ Certeau, Michel de 2010: Mystische Fabel. 16. bis 17. Jahrhundert. Berlin: Suhrkamp, 123. Französisch: „l'énonçable continue d'être blesé par un indicible“.

¹¹ Halík, Tomáš 2013: Berühre die Wunden. Über Leid, Vertrauen und die Kunst der Verwandlung. Freiburg: Herder, 15 und 13.

¹² Nähere Informationen sind zu finden auf www.verwundbarkeiten.de.

¹³ Certeau: GlaubensSchwachheit, 29.

¹⁴ Placher, William C. 1998: Die Verwundbarkeit Gottes. In: Welker, Michael; Willis, David: Zur Zukunft der Reformierten Theologie. Aufgaben – Themen – Traditionen. Neukirchen: Neukirchener Verlag, 239-253, hier 240.

¹⁵ Der Journalist und Migrationsforscher Doug Saunders nennt den Ort, wo viele Migrantinnen und Migranten eintreffen und sich einen neuen Lebensort aufbauen wollen, „Arrival City“ (Saunders, Doug 2011: Arrival City. München: Karl Blessing). Ob diese Städte zu gewaltträchtigen Elendsvierteln werden oder zukunftsträchtige Orte, wo Menschen neu ins Leben starten, hängt auch davon ab, ob die Kernstädte bereit sind, Brücken zu bauen in Form von Wasserleitungen, Stromversorgung, Straßenbau. – Die Metapher von der Ankunftsstadt ist auch auf die Kirche übertragbar; vgl. hierzu Keul, Hildegund 2014: Auferstehung als Lebenskunst. Was das Christentum auszeichnet, 216-225.